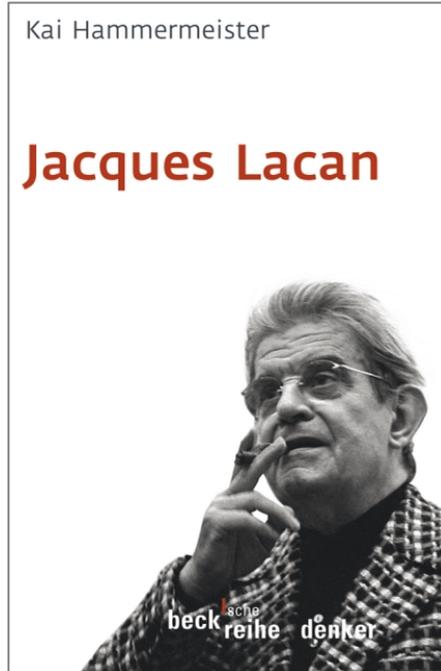


Unverkäufliche Leseprobe



**Kai Hammermeister
Jacques Lacan**

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-57374-3

II. Leben und Denkräume

Am 13. April 1901 wird Jacques Marie Émile Lacan in Paris geboren. Der Vater Alfred Charles Marie stammt aus einer alteingesessenen Familie von Essighändlern in Orléans; die Mutter Emilie Philippine Marie Baudry, die ihrem Ehemann bei der Leitung des Geschäfts hilft, streitet viel mit ihren Schwiegereltern. Zwei andere Geschwister überleben die ersten, oft schwierigen Kinderjahre: die Schwester Madeleine Marie Emmanuelle (geb. 1903) und der Bruder Marc-Marie (geb. 1908), der 1931 Benediktinermönch in der Abtei Hautecombe werden wird. Die Familie ist streng katholisch, lehnt weltliche und republikanische Werte ab. Jacques besucht das Collège Stanislas, eine Jesuitenschule, deren klassische Bildungstradition sich einem christlichen Cartesianismus verpflichtet sieht und weitgehend skeptisch ist gegenüber der Kultur der Aufklärung. Der Schüler Lacan wird als äußerst strebsam, häufig auch als arrogant geschildert, aber seine Leistungen brachten ihn nie an die Spitze der Klasse. Unter seinen Mitschülern bleibt er ein Außenseiter, der schon früh als exzentrisch charakterisiert wird und dem sowohl eine gewisse Unordentlichkeit wie auch ein melancholisches Flair anhaften. Als Gymnasiast entdeckt Lacan die Philosophie Spinozas und entwirft ein riesiges Diagramm als Erklärungsmodell der *Ethik*, das er an seine Schlafzimmerwand heftet. Ebenso beginnt er, Adrienne Monniers berühmte Pariser Buchhandlung *Shakespeare & Co.* zu frequentieren, in der sich André Gide, Paul Claudel und andere regelmäßig einfinden und wo er André Breton und Philippe Soupault trifft und der inzwischen historisch gewordenen ersten öffentlichen Lesung von James Joyces *Ulysses* beiwohnt. Lacan weist jetzt auch die christlichen Werte seiner Familie und seiner jesuitischen Erziehung zurück, wenngleich, wie noch zu zeigen sein wird, ein gewisser Katholizismus durchaus als grundlegend für sein psychoanalytisches Denken angese-

hen werden kann. Zudem wird er kirchlich heiraten und seine Kinder katholisch taufen lassen. Er beginnt, sich für den Dadaismus und den frühen Surrealismus zu interessieren, und vermittelt von diesen Künstlern und Intellektuellen hört er 1923 erstmalig vom Werk Freuds, dessen Aufnahme in Frankreich durchaus problematisch ist.

Bereits 1914 hatte Freud in seinem Text *Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung* festgehalten: «Aber gerade darum ist es klar, daß der Kampf um die Analyse dort seine Entscheidung finden muß, wo sich die größere Resistenz ergeben hat, auf dem Boden der alten Kulturzentren. Von den europäischen Ländern hat bisher Frankreich sich am unempfindlichsten für die Psychoanalyse erwiesen.» (GW 10, 71 f.) Freud wird in Frankreich zu dieser Zeit von zwei verschiedenen und miteinander konfligierenden Strömungen rezipiert, einerseits der Medizin und andererseits der literarisch-philosophischen Avantgarde. In einem Zusatz zu dem eben zitierten Aufsatz erläutert Freud selbst: «Die in den letzten Jahren erschienenen französischen Übersetzungen meiner Schriften haben endlich auch in Frankreich ein starkes Interesse an der Psychoanalyse erweckt, das derzeit in literarischen Kreisen wirksamer ist als in wissenschaftlichen.» (GW 10, 73) Die psychoanalytische Lektüre der Mediziner ist dabei beeinflusst von der dynamischen Psychiatrie der Züricher Schule (dynamische Psychiatrie ist eine Sammelbezeichnung für alle Theorieansätze und Behandlungsmethoden, in denen die Übertragungsbeziehung von Patient und Therapeut eine mehr oder minder zentrale Rolle spielt), von der Psychologie Pierre Janets (1859–1947) und von der Philosophie Henry Bergsons (1859–1941).

Die Auffassung der Mediziner von der Psychoanalyse ist strikt therapeutisch: Ziel aller psychoanalytischen Akte ist die Heilung eines erkrankten Patienten. Von dieser Lesart unterscheidet sich die der Literaten grundlegend, in der das revolutionäre Potential von Sexualität in den Vordergrund gerückt wird; die Künstler machen im ungezügelten Begehren eine Quelle der Verwandlung der Menschheit aus und feiern in der Freisetzung des Unbewußten dessen utopische Gehalte. Von Anfang an wird Lacans Sicht

auf die Psychoanalyse so nicht von der Auffassung seines zukünftigen Berufsstandes geprägt, sondern von der seiner surrealistischen Freunde, zu denen der Kontakt während seines Medizinstudiums und der sich anschließenden Assistenzzeit keineswegs abbricht.

Eine größere Faszination geht zu dieser Zeit aber noch vom Wirken von Charles Maurras aus, der die Action française führt. Lacan ist von dessen Radikalismus und Elitedenken begeistert. Kurzzeitig flirtet er auch mit der Idee des Monarchismus, der die freigewordene Stelle des zurückgewiesenen Katholizismus einnehmen sollte. Er beginnt zudem, Nietzsche im Original zu lesen. Trotz dieser intensiven Involviertheit in die avantgardistischen Pariser Kunst- und Intellektuellenzirkel und seiner ausgeprägten literarischen und philosophischen Interessen entscheidet er sich jedoch für ein Studium der Medizin, wobei er sich schon früh auf die Psychiatrie spezialisieren will. Von 1927 bis 1931 beendet er seine medizinische Ausbildung mit der Assistenzarzt-tätigkeit am Hôpital Sainte-Anne, einem der herausragenden Pariser Krankenhäuser, und arbeitet anschließend zwei weitere Jahre am Krankenhaus Henri Roussel. Er zeichnet als Koautor einiger neuropsychiatrischer Aufsätze; 1930 nimmt er an einem zweimonatigen Seminar an der berühmten Schweizer Burghölzli-Klinik für Psychiatrie teil. Ab 1931 beginnt Lacan, deutschsprachige Theoretiker der Psychose wie Kraepelin, Kretschmer und die medizinischen Kriminologen zu rezipieren, parallel liest er Freud. Lacan spricht zwar kein Deutsch, liest es aber derart problemlos, dass er 1931 eine Übersetzung von Freuds «Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität» (1922) anfertigen und 1932 publizieren kann.

Lacan zielt schon jetzt darauf ab, die Grenzen der Psychiatrie dadurch zu erweitern, daß Einsichten, die er aus Freud, aus der surrealistischen Avantgarde und aus der deutschen und französischen Philosophie gewonnen hat (zu Spinoza gesellen sich Nietzsche, Jaspers, Husserl, Bergson und bald auch Heidegger), in sie integriert werden. In den nächsten Jahren wird er allerdings die klinische Psychiatrie ganz hinter sich lassen, um sich vollständig der Psychoanalyse zuzuwenden. Diese Wendung geschieht

nicht zuletzt unter dem verstärkten Einfluß der Surrealisten, mit denen Lacan ab 1931 intensiver verkehrt, und die ihm eine andere Freudlektüre nahelegen als die, die er aus medizinischen Zirkeln gewohnt ist.

Lacan trifft sich mit Salvador Dalí (1904–1989), von dem er mehr über dessen paranoid-kritische Methode lernen will, um eine andere Perspektive auf die Paranoia zu erhalten. Dalí hatte erstmals 1930 seine paranoid-kritische Methode in dem Text *La Femme visible* erläutert, wo er sie als eine «systematische Konfusion» einführt, die darauf abzielt, «die Welt der Realität vollkommen zu diskreditieren». Im Jahr 1934 definiert er Paranoia für die von Breton edierte Ausgabe «Intervention Surréaliste» der Zeitschrift *Documents* als «Delirium der Interpretation, das eine systematische Struktur hat» und die paranoid-kritische Aktivität als eine «spontane Methode irrationalen Wissens, das auf einer kritischen und systematischen Objektivierung von delirierenden Assoziationen und Interpretationen basiert». Von diesem Verständnis der Paranoia, demzufolge diese die Repräsentation eines Objekts ist, das zugleich ein von ihm vollständig verschiedenes Objekt ist, übernimmt Lacan die Einsicht, daß es sich bei der Paranoia nicht um einen Urteilsfehler handelt, sondern um einen Ausdruck von Kreativität, wenngleich dieser eine durchaus schmerzhaft Erfahrung darstellen kann, wie er in seiner Dissertation ausführen wird. Zudem schreibt Lacan 1933 zwei Beiträge für das surrealistische Journal *Minotaure*, von denen einer das Thema Paranoia behandelt und sich eng an einen Aufsatz von Dalí anlehnt, mit dem er Seite an Seite veröffentlicht wird.

Führer der surrealistischen Bewegung ist aber weniger Dalí als André Breton (1896–1966), mit dem sich Lacan befreundet und dessen Ansichten zu Traum, Sprachautomatismus und Wahnsinn seine psychoanalytischen Auffassungen deutlich prägen werden. Breton selbst war von zwei wesentlichen Erfahrungen beeinflusst, nämlich von seiner medizinischen Arbeit mit traumatisierten Soldaten aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs und von seiner Begegnung mit der französischen Variante des Dadaismus, vor allem in der Person von Jacques Vaché. Gerade die erschüt-

ternde Begegnung mit kriegstraumatisierten Patienten führte Breton zur Akzeptanz der Psychoanalyse; 1924 kehrt er sich vom Dadaismus ab und veröffentlicht sein erstes *Surrealistisches Manifest*, in dem Surrealismus als ein «reiner psychischer Automatismus» definiert wird, als ein «gedankliches Diktat in der Abwesenheit aller verstandesmäßiger Kontrolle und ausgenommen von aller ästhetischer und moralischer Voreingenommenheit». Der angestrebte psychische Automatismus kann sowohl in der *écriture automatique*, der unregulierten Sprachproduktion, wie auch in den vermeintlich vernunftbefreiten Traumerfahrungen erreicht werden, wobei Breton hier des Freudschen Kompromißstatus des Traums deutlich herunterspielt. Für Breton ist der Traum nicht so sehr *via regia* zum Unbewußten, sondern wesentlicher Antrieb zu einer zukünftigen Transformation, in der die nur scheinbaren Gegensätze Wirklichkeit und Traum in einer «Art absoluter Realität, einer Surrealität» vermittelt werden. Breton experimentiert aber nicht nur mit dem automatischen Schreiben und, soweit möglich, mit dem Traum, sondern auch mit dem Wahnsinn, um darzulegen, daß die Normalität Zugang zum Wahnsinn hat, der kein ihr äußeres Anderes ist, sondern eine integrale Dimension, ein Gedanke, der von Lacan lebenslang beibehalten wird.

Nach Paranoia, Traum und Automatismus wird noch ein weiterer Gedanke der Surrealisten von bleibender Bedeutung für Lacan werden, nämlich der des radikal und unassimilierbar Anderen, den Georges Bataille (1897–1962) in seiner Philosophie der Heterologie formuliert. Mit Bataille verbindet Lacan eine langjährige Freundschaft, und zahlreiche Elemente aus dessen Denken finden Eingang in seine psychoanalytische Theorie. Grundgedanke von Batailles Theorie der Heterogenität ist ein unversöhnlicher Dualismus von Appropriation, die zur Homogenität führt, und Exkretion als Ausdruck einer zweckfreien Verschwendung. In dem zentralen Text *La Valeur d'usage de Sade*, der zwischen 1925 und 1930 entstanden ist und somit zu der Zeit, als Lacan begierig Anregungen seiner surrealistischen Freunde aufnahm, erklärt Bataille, daß der Impuls der Exkretion grundlegend ist für alle freie Religion, die sich in Opposition begibt zu

den politischen, juridischen und ökonomischen Institutionen ihrer Zeit. Sex, Tabus, Kannibalismus, Exkretion, Lachen, Weinen, religiöse Ekstase – all dies sind Praktiken der Heterologie, die ihr Objekt als ein ganz Anderes fassen, selbst wenn sie es appropriieren. Vom psychologischen Effekt her gesehen sind also Gott und Kot identisch. Für Bataille weist die Hegelsche Trias des absoluten Geistes, also Kunst, Religion und Philosophie, Spuren der Heterologie auf, aber alle versagen letztendlich vor der Aufgabe, die Integrität des Anderen zu bewahren. In der Kunst, exemplarisch vertreten von der Poesie, die auch für Hegel als die höchste Manifestation des ästhetischen Ausdrucks galt, wird das Heterogene einer ästhetischen Homogenisierung unterworfen; in der organisierten Religion verliert Gott nach und nach seine Züge des *tremendum*, des Schrecklichen; und in der Philosophie findet zwar eine Begegnung mit dem Nichts oder dem Absoluten statt, aber dieses Andere wird mehr und mehr mit der finiten Welt identifiziert. Die Theorie der Heterologie dagegen wendet sich strikt gegen jede homogenisierende Repräsentation der Welt in einem philosophischen System, da dessen Ziel letztlich darin liegt, die Quelle der zur Überschreitung motivierenden Exultation zuzuschütten und einen servilen Geist zu züchten. Heterologisches Denken zielt darauf ab, den philosophischen Prozeß der Appropriation umzukehren, und sieht seine Chance darin, daß jeder intellektuelle Vorgang seine eigenen Abfallprodukte produziert, die als befreiende exkrementelle Elemente Front machen gegen eine totale Vereinnahmung des Anderen. Diese exkrementellen Residuen des Denkens bleiben radikal subjektiv und partikular und widerstehen damit der wissenschaftlich-objektiven Homogenität. Systematische philosophische Spekulation muß daher explodiert werden, nicht mit argumentativen Mitteln, sondern mit einem exkrementellen Ausbruch des Lachens als einem sprachfernen Ausdruck von Subjektivität. Ziel der heterologischen Aktivität ist die Beteiligung an anti-religiösen und asozialen Organisationsformen zur «orgiastischen Partizipation an verschiedenen Formen der Destruktion». Diese Partizipation kann durchaus auf der Ebene des Unbewußten stattfinden, wenngleich «nichts die Bewegung aufhalten kann, die die Menschen zu

einem immer schamloseren Bewußtsein von jener erotischen Verbindung führt, die sie mit dem Tod, mit Kadavern und mit entsetzlichem körperlichem Schmerz verknüpft». Insbesondere die frühe Konzeption des Realen, die Lacan anfänglich ebenfalls als Residuum entwirft und erst in einem weiteren Schritt als das Unmögliche faßt, verdankt der Anregung von Batailles Heterologie einiges.

In seiner 1932 abgeschlossenen Dissertation unternimmt Lacan es, die verschiedenen Einflüsse der vergangenen Jahre miteinander zu versöhnen, das heißt die klinische Psychiatrie mit der Psychoanalyse zu verbinden, innerhalb der Psychoanalyse wiederum literarische und medizinische Elemente zum Zug kommen zu lassen und schließlich sowohl therapeutische wie avantgardistische Intentionen mit der klassischen philosophischen Tradition zu kombinieren. Der Begriff, der mit dieser schier unmöglichen Versöhnungsarbeit belastet wird, ist der der Persönlichkeit, den Lacan allerdings nach Abschluß seiner Doktorarbeit schnell fallenlassen wird, um ihn kurzzeitig durch den des Selbstbewußtseins zu ersetzen. Der Titel von Lacans medizinischer Dissertation kündigt bereits an, daß das Interesse an der Paranoia für ihn mit dem Konzept der Persönlichkeit zusammengedacht werden muß: *De la Psychose paranoïaque dans ses rapports avec la personnalité* (Über die paranoide Psychose und ihre Auswirkungen auf die Persönlichkeit), zitiert in der Literatur als die Fallstudie Aimée.

Untersucht wird ein einziger klinischer Fall: Am 10. April 1931 versucht die achtunddreißigjährige Marguerite Pantaine (später Anzieu), die Schauspielerin Huguette Duflos mittels eines Küchenmessers zu ermorden, als diese das Theater zur Probe betritt. Duflos kann die Attacke abwehren und wird nur leicht an der Hand verletzt, Pantaine wird schnell überwältigt und in die Klinik St.-Anne eingewiesen, wo Verfolgungswahn diagnostiziert wird. Lacan beginnt, sich intensiv mit dem Fall zu beschäftigen und widmet einen Großteil seiner Arbeitszeit im folgenden Jahr Pantaine, deren Leben er im Detail untersucht, um eine neue Theorie der Paranoia entwickeln zu können, die psychoanalytischen Einsichten Rechnung trägt und die er hier manifestiert

sieht als *paranoïa d'autopunition*, als Selbstbestrafungsparanoia. Die Patientin selbst dagegen ist von dieser Durchleuchtung ihres Lebens wenig angetan und wiederholt, auch im Abstand von vielen Jahren, daß sie sich von Lacan mißbraucht fühlt.

Lacan entwirft sein Modell der Persönlichkeit in Anlehnung an Spinozas Konzeption der Seele. Spinoza ersetzt den Cartesianischen Dualismus durch ein monistisches Feld, in dem eine Substanz, ungeschaffen und unzugänglich als Gott, dem Menschen in der gedoppelten Attributsform von Ausdehnung und Denkung zugänglich ist. Leib und Seele sind in einem «psychophysischen Parallelismus» (ein Begriff des 19. Jahrhunderts, u. a. gebraucht von G. T. Fechner, W. Wundt und E. Mach) verbunden, die menschlichen Einzelseelen sind Teil einer göttlichen Gesamtseele und enthalten selbst wiederum Unterseelen, die den Leib des Menschen bilden. Substantielle Grenzen fehlen innerhalb dieser Gesamtseele, so daß der Mensch als Einzelseele bei Spinoza als ein gefährdetes Wesen erscheint, dessen Stabilität äußerst prekär ist. Alle anderen Modi der einen Substanz wirken ständig auf ihn ein, weswegen jedes Einheits- und Identitätsbewußtsein der Einzelseele nur vorläufig sein kann. Wird das Erlebnis der Zusammenfügtheit zu stark, ereignet sich ein Zerfall des Ichbewußtseins, den Lacan zusammendenkt mit Freuds Konzept der Ichspaltung. Paranoia ist die Diffusion der Einzelseele in die unendlichen Modi des monistischen Feldes.

Lacan schickt seine Doktorarbeit an Freud nach Wien und erhält 1933 eine Postkarte, mit der ihm für die Zusendung gedankt wird. Ob Freud die Fallstudie Aimée auch gelesen hat, ist nicht bekannt. Im Jahr 1932 beginnt Lacan eine Psychoanalyse bei Rudolph Loewenstein (1898–1976), ein orthodoxer Theoretiker und der wichtigste Lehranalytiker der *Société psychanalytique de Paris* (SPP), die bis zum Dezember 1938 dauern wird, aber nie zu einem formalen Abschluß kommt. Weder Lacan noch Loewenstein äußern sich jemals zum Verlauf dieser Analyse, aber es wird gemutmaßt, daß sie reichlich konfliktbelastet und oft vehement war. Lacan scheint Loewenstein die intellektuelle Gleichrangigkeit abgesprochen zu haben, und umgekehrt hat Loewenstein später hinter vorgehaltener Hand Dritten gegenüber Lacan als



*Obere Reihe (v. l. n. r.): Jacques Lacan, Cécile Éluard,
Pierre Reverdy, Louis Leiris, Pablo Picasso, Fanie de Campan,
Valentine Hugo, Simone de Beauvoir, Brassäi
untere Reihe: Jean-Paul Sartre, Albert Camus, Michel Leiris,
Jean Abier*

unanalysierbar bezeichnet. Lacan tritt der SPP bei und eröffnet 1936 eine private Praxis als Psychoanalytiker, fährt jedoch zunächst noch fort, Patienten an der Sainte-Anne-Klinik zu behandeln. 1938 wird ihm der Status als Lehranalytiker in der SPP zuerkannt, aber er gehört noch keineswegs zu den wichtigen Persönlichkeiten der Pariser psychoanalytischen Szene. Als Freud auf dem Weg in sein Londoner Exil einen kurzen Zwischenstopp in Paris einlegt, wird Lacan zu dem privaten Empfang nicht eingeladen.

Am 29. Januar 1934 heiratet Lacan Marie-Louise Blondin, eine Verbindung, die ihm Zugang zur Pariser Bourgeoisie verschafft. Aus der Ehe gehen drei Kinder hervor, Caroline (geb. 1934), Thibault (geb. 1939) und Sibylle (geb. 1940). Schon 1938 beginnt

Lacan allerdings eine lang andauernde Affaire mit Sylvia Bataille, der Ehefrau seines Freundes, die er schließlich am 17. Juli 1953 auch heiraten wird; von seiner ersten Frau läßt er sich 1941 scheiden. Durch die Eheschließung mit Blondin und durch die Etablierung einer eigenen Praxis hat sich sein Einkommen stabilisiert, und er beginnt mit dem Aufbau einer privaten Kunstsammlung durch den Ankauf von Werken von Picasso, A. Masson, Balthus, Zao-Won-ki und anderen. Schon bald wird er zu Picassos behandelndem Arzt, und während der Kriegsjahre pendelt er zwischen Paris und Marseille, wo er regelmäßigen Umgang mit A. Breton, Hans Bellmer, René Char und A. Masson pflegt. Aus Anlaß der Aufführung eines Dramas von Picasso trifft er Sartre, de Beauvoir, Camus und andere; ein berühmtes Photo von Brassai hält das Ereignis fest. In der Zeit der deutschen Besetzung weigert Lacan sich zu publizieren. In einem Vortrag von 1946 erklärt er: «Ich habe mich während mehrerer Jahre von jedem Anlaß ferngehalten, mich zu äußern. Die Erniedrigung unserer Zeit unter den Feinden der Gattung Mensch hielt mich davon ab, und ich habe mich nach Fontenelle jener Phantasie hingeeben, die Hand voller Wahrheiten zu haben, um sie um so besser über ihnen zu schließen. Ich gestehe die Lächerlichkeit dessen, denn sie markiert die Grenzen eines Wesens in dem Augenblick, in dem es daran geht, Zeugnis abzulegen. Ist hier ein gewisses Versagen demgegenüber zu denunzieren, was von uns der Lauf der Welt verlangt, wenn mir von neuem das Sprechen angetragen wurde in eben dem Augenblick, da sich für die weniger Hellsichtigen herausstellte, daß einmal mehr der Eigendünkel der Macht nur der List der Vernunft gedient hatte? Ich überlasse es Ihnen zu urteilen, welchen Schaden meine Forschung dadurch erleiden mag.» (E, 151; S III, 125) Statt zu publizieren, lernt er Chinesisch und bringt diese Studien auch zu einem akademischen Abschluß.

Ein reges Interesse an der Philosophie bleibt auch im Verlauf der 30er Jahre bestehen; Lacan entdeckt ab 1933 Nietzsche neu, den er jetzt unter dem Einfluß Batailles liest, der ihm auch den Zugang zum Werk de Sades eröffnet, von dem Lacan später zu einer nicht-Freudianischen Konzeption der Lust inspiriert wird. Von 1933 bis 1939 nimmt er regelmäßig an den Hegel-Vorlesun-

gen von Alexandre Kojève an der *École pratique des Hautes Études* teil, die den Beginn einer Hegel-Renaissance in Frankreich markieren. Diese berühmte Vorlesungsreihe zu Hegels *Phänomenologie des Geistes* war ein intellektuelles Ereignis für die Pariser Intelligentsia, zu dem sich regelmäßig Raymond Aron, Georges Bataille, Eric Weil, Maurice Merleau-Ponty, Raymond Queneau, Pierre Klossowski und eben auch Jacques Lacan einfanden. Unter dem Einfluß von Kojève, mit dem er sich schnell anfreundet, liest Lacan auch Heidegger, dessen Name zum ersten Mal in einer Buchbesprechung des Jahres 1935 erwähnt wird. Kojève akzentuiert auch tatsächlich den Aspekt des Todes, aus dessen Akzeptanz heraus ein Freiheitsbewußtsein entstehen kann. Für Lacan ist es jedoch vor allem der Begriff der Begierde, den er durch die Vermittlung Kojèves aus Hegels *Phänomenologie des Geistes* übernimmt. Kojève erklärt, der Mensch sei Selbstbewußtsein, das heißt ein Sein, das «Ich» sagt. Dieses Ich ist aber nicht das Erkenntnissubjekt; eine Analyse der Rationalität führt nicht zum Warum und Wie des Ichs. Statt dessen muß das, was das Seiende als Ich konstituiert, ausschließlich als Begierde gefaßt werden. Zuerst einmal ist also das Ich der Begierde eine Leere, die durch den Akt der Negation sich ein Objekt anverwandelt, folglich es zerstört. Diese Begierde jedoch ist noch keineswegs charakteristisch für den Menschen, denn diese tierische Begierde der Objektzerstörung führt nicht zum Selbstbewußtsein, sondern lediglich zum Selbstgefühl. Charakteristisch für die menschliche Begierde hingegen ist, sich nicht auf ein Objekt, sondern auf eine andere Begierde zu richten, das heißt das Ich, das immer ein werdendes ist, ist verwiesen auf die Gesellschaft. Was diese typisch menschliche Begierde also begehrt, ist die Begierde des anderen, die sich ausdrückt in der Anerkennung.

Menschwerdung, die Initiation und Entwicklung des Selbstbewußtseins, bedingt allerdings den Einsatz des eigenen animalischen Lebens um der Anerkennung willen. Somit erfordert die Begierde der Begierde den Kampf auf Leben und Tod, wobei nun aber beide Kämpfer am Leben bleiben müssen, damit die Anerkennungsstruktur nicht kollabiert. Einer von beiden gibt im Kampf daher seine Begierde auf, und dieser Verzicht macht

ihn zum Knecht. Die Furcht vor dem Tod, die dieses Aufgeben motiviert hat, ist somit letztlich unverzichtbar für den historischen Fortschritt. Diese Reformulierungen des Kapitels über Herr und Knecht aus der *Phänomenologie des Geistes*, die Freiheit als Akzeptanz der eigenen Endlichkeit verstehen, münden in Kojèves existentialistische Wendung des Idealismus, in der Hegels Philosophie zu einem Denken des Todes und des Atheismus wird.

Während Lacan offensichtlich mit dieser Lesart insgesamt sympathisiert, ist doch am prägendsten für ihn der Gedanke, daß der Grund des Selbstbewußtseins die Begierde ist, also die Leere, die Abwesenheit, und weiterhin Kojèves Insistenz, daß das Selbstbewußtsein eine Offenbarung des Seins durch das Wort voraussetzt. Als bald wird Lacan den konstituierenden Mangel mit der Sprachlichkeit des Menschen zusammendenken. In einer Skizze zu einem nie verfaßten Buch über Freud, das Kojève und Lacan miteinander konzipiert hatten, schlägt Kojève eine doppelte Übersetzung von Freuds Begriff *Ich* vor, die Lacan aufnehmen wird und die von nun ab sein Werk durchzieht, wenn gleich die exakte Definition der Termini lange Jahre unklar bleibt und letztendlich wohl auch nie zu einer vollkommenen begrifflichen Ausreifung gelangt. Kojève schlägt vor, *je* als Subjekt der Begierde zu verstehen, wobei Begierde als privilegierter Zugang zur Wahrheit des menschlichen Seins gefaßt wird, während *moi* als Ort der Illusion aufzufassen ist. Die konzeptuelle Differenzierung leuchtet Lacan ein, und er behält sie bei, aber eine strikte linguistische Unterscheidung läßt sich auf lange Zeit nicht finden; in der publizierten Version zum Spiegelstadium von 1949 werden *je* und *moi* weitgehend undifferenziert verwendet, und erst die Lektüre von Roman Jakobson Mitte der 50er Jahre führt zu einer strikteren terminologischen Ausformung.

[...]